

Von Religion und Kultur.

Mystik im Katholizismus.

Vorlegungen von Hermann Bahr.

Wie seit Jahren in der Karwoche, so schrieb Hermann Bahr am 30. März d. S. in seinem „Tagebuch“ im „N. W. S.“, lese ich auch heuer wieder das bittere Leiden unseres Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich in der Niederschrift Brentanos. Daß die fromme Magd durch den Mund des innigsten Dichters spricht, gibt dem fessamen Buch seinen so ganz eigenen Reiz. „Ein frommes, Andacht mitunter auch Graus und wieder Lächeln erregendes alt-deutsches Bild“ hat es Diepenbrock genannt, und in eben diesem Brief an Görres (ich zitiere nach der Einleitung Dehls zum vierzehnten Band der schönen, leider nun seit Jahren stockenden von Schüddekopf geführten Gesamtausgabe Clemens Brentanos bei Müller in München 1912) fährt er fort: „Aus vielen Gesichtern und Gestalten schaut mir der Clemens gar so lebhaft hervor.“ Clemens hat das selber gar nicht geleugnet, er gab zu, daß er nach „Pater Kochem und ähnlichen die Gesichte verbunden“. So sehr es nun aber ein Glück ist, daß die Gehtilfen, denen die heilige Angela von Foligno, denen die heilige Teresa ihre Gesichte diktierte, bloß redliche Schreiber waren und keine Dichter; den „Fassenbetrachtungen“ der guten Emmerich, die selbst „ihren Anschauungen nie einen wirklichen historischen Wert“ zuschrieb, hat die steigende, wenn auch zuweilen unwillkürlich leise fälschende Nachhilfe des bald von ihr emporgewogenen, bald wieder selber sie besitzenden Dichters Brentano weiter kein Leid getan. Es ist der schönste Fall einer Geheilsfreundschaft, wo die beiden in Gott Verbundenen einander so viel geben, daß zuletzt keins mehr sagen kann, was davon ihm, was dem anderen und was der Gnade von oben gehört. Das Landmädchen selber, wenn es so bei der Arbeit im Garten steht und es kommen die Vögel geflogen, setzen sich auf den Kopf und die Schulkern der Magd und sie lobtsingen dann zusammen Gott, ist ja schon lebende Legende; der Clemens macht nun nur noch ein Volkslied daraus. Aber wenn er an Verstandeskraft und Wortgewalt über ihr steht, wie weit bleibt er menschlich hinter einem Wesen zurück, das sagen durfte: „Ruhig leiden zu können ist mir immer als der beneidenswerteste Zustand des Menschen erschienen.“ Und sie lag im Sterben, als sie, noch einmal zurückblickend, mit der Wahrhaftigkeit der letzten Stunde befeuern konnte: „Es ist kein Mensch auf Erden, gegen den ich etwas hätte.“ . . . Sie wurde 1744 geboren, drei Monate bevor Susanna Katharina v. Kleftenberg starb, die Freundin Goethes, die „schöne Seele“ der Lehrjahre, das Urbild Makariens in den Wanderjahren. Diese beiden Katharinen, der Zeit und dem Ort nach einander so nah, an äußerem und innerem Stand einander so fern, und doch in ihrer letzten Sehnsucht wieder einander höchst geheimnisvoll verwandt, zu vergleichen, das Bauernkind mit dem Stadlfräulein, die Augustinerin mit der Herrnhuterin, die Gefährtin Brentanos mit der Freundin Savaters, also eigentlich die beiden Enden jener deutschen Welt, wie muß das meinem eingeborenen Sinn für Polarität behagen! Die Kleftenberg ist, in ihren Briefen und ihren eigenen Schriften, vielleicht noch mehr als in der Darstellung Goethes, die reinste Gestalt protestantischer Seelenkultur im XVIII. Jahrhundert, ja vielleicht die reinste Gestalt, deren protestantische Seelenkultur überhaupt fähig ist. Die katholische Gegenfigur dazu wäre die Fürstin Gallzin, Semsterhuus' Diotima (ich vermute, daß sich Goethe von ihr Säge Nataliens geborgt hat). Die Emmerich dagegen, die holde Blüte katholischer Natur, ist an katholischer Kultur ganz arm. Den Drang zu Gott hat die westfälische Bauernmagd mit dem Frankfurter Edelsträulein gemein, und wenn Schiller „den eigenlämlichen Charakterzug des Christentums in der Aufhebung des Gesetzes oder kantischen Imperativs“ sieht, „an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will“ (was im Grunde nicht ganz stimmt, aber eine Wirkung, ein Ergebnis des Lebens unter dem christlichen Gesetze gut ausdrückt), so sind beide, die Kleftenberg wie die Emmerich, dieser Verwandlung des sittlich Gebotenen in eigenen Affekt, des mahnenden Gewissens in eine zweite Natur sehr nahe gekommen. Aber wenn sie darin einander gleichen, so scheidet sie, daß in der Kleftenberg jedes Erlebnis zunächst zur Reflexion und erst in der Verdünnung durch Reflexion zum inneren Besitz wird, während jedes innere Erlebnis der Emmerich von selbst sogleich Gestalt annimmt:

sie kann gar nichts empfinden, so wird es ihr schon zum Gesicht; sie denkt, fühlt oder will, erscheint ihr sogleich. Die Kleftenberg ist von einer innerlich augenlosen Rasse, die selbst, was sie mit Augen des Leibes sieht, dann immer erst, um es sich auch innerlich eignen zu können, sozusagen abblenden, immer von allem Gelebtem erst wieder absehen muß, um es bedenken zu können, um es sich dem Verstand rechtfertigen zu lassen, der allein erst den Erscheinungen äußeren oder inneren, dann auch zu erscheinen erlaubt, während für angeborenen inneren Augenschein der Emmerich alles, was ihr gewiß ist, von selbst auch schon Gestalt gibt oder nimmt: sie kann überhaupt gar nichts denken, ohne daß es sich ihr sogleich zeigt, und es ist schade, daß Goethe sie nicht gekannt hat, der ganz von derselben Gestalt art war, der auch, sobald er sich zum Gedanken der Urpflanze gewandt, diese gleich mit den Augen sah und gar nicht begreifen konnte, was der innerlich augenlose Schiller mit seiner reinlichen Scheidung Erfahrung und der Idee denn überhaupt eigentlich von ihm wollte. Diese Begabung mit inneren Augen, mit dem „dritten Auge“, wie man es genannt hat, in Städten so selten, gar dem Bürgertum ganz fremd, ist im Landvolk noch unverkümmer, besonders dort, wo katholische Tradition noch stark genug ist, der entbildenden Wirkung geistlichen, bloß den Verstand pflegenden und sich mit Methodendressur begnügenden Unterrichts entgegenzuwirken; nur so weit im Bauernvolk geblieben sind, sind wir noch Griechen. (Damit ist nur die Wirklichkeit ausgesprochen, aber eine freilich, die Schulmeister röhren machen kann.) Natürlich müssen diese beiden Rassen, die der zweifachen Augenmenschen und die der innerlich augenlosen, einander durchmishverstehen, ja es gibt im Grunde nichts, worüber sich jene, die in Gestalten denkt, sich irgendwie mit dieser, die durch Gedanken erfließt, im mindesten verständigen könnte, da jeder dasselbe Wort einen ganz anderen Sinn ergibt. Hier wurzelt auch der ewige Vorwurf des protestantischen Bürgers, es fehle dem Katholiken an „Innerlichkeit“. Denn die Katholiken, die der protestantische Bürger kennt, sind meist Landvolk, durch dessen angeborene Sehkraft alles Innere sogleich Gestalt annimmt und zum Bilde wird. Dem protestantischen Städter aber ist Sehen immer schon Äußeres und wer einwärts kein Auge hat, ahnt ja nicht, daß es, so paradox ihm das klingen mag, auch uns ja noch eine zweite Sinnlichkeit gibt, nämlich, wenn auch seit dem Ende des Barocks durch Ungebrauch verkümmert, eine Sinnlichkeit des Geistes, daß es eine sozusagen metaphysische Sinnlichkeit gibt, mit Organen für unser inneres Geheimnis, ja für das Aternatürliche selbst, die nur freilich das Aternatürliche nicht nach ihrer eigenen Willkür berühren können, sondern dazu seine Mittel brauchen: wie das Auge des Leibes, nach Goethes Wort „sich am Licht flür Licht bildet“, wie das Auge des Leibes, damit das in ihm ruhende Licht erwache, durch das Licht von außen erst geweckt werden muß, so das Auge der Seele durch das Licht von oben. Aber nicht bloß durch Sehkraft hat die Seele, sondern auch ihren eigenen Hörsinn und ihren eigenen Tastsinn . . . Der Beuroner Pater Alois Mager hat jüngst in einem seiner prachtvollen Aufsätze der „Benediktinischen Monatschrift“, in welchen zum erstenmal versucht wird, das Wesen mystischen Erlebens wissenschaftlich zu bestimmen, seine sämtlichen Erscheinungen zu beschreiben, die derselben Art zu verbinden, die einander fremden zu sondern und so die Vorarbeit zu tun, durch die eine „Wissenschaft der Mystik“ überhaupt erst möglich wird, auf die Schriften des Johannes vom heiligen Thomas hingewiesen, eines Spaniers, der von 1589 bis 1644 gelebt, also die heilige Theresia nicht mehr vom Angesicht, natürlich aber ihre Werke, das höchste Beispiel katholischer Mystik und vielleicht überhaupt den reinsten Ausdruck der Liebe, gekannt und nun mit dem unerbittlichen Verlangen des Aristotelikers nach reiner Ordnung und strenger Konsequenz, was denn nun eigentlich mystisch zu heißen verdient, gefragt hat. Er scheidet es vom einfachen Tugendleben dadurch, daß, während er dieses „in einer aus inwendiger Ursächlichkeit quellenden Bewegung“, einer Bewegung also, die wir selber aus eigener Kraft vermögen, steht, jenes nicht aus uns selbst, sondern von oben bewirkt wird. Und er schränkt mystisches Erleben wesentlich auf eine „süßliche Berührung“ ein: es bringt „in Kontakt“ mit der Ewigkeit. Wer es erlebt, ist fortan der Aternatur unmittelbar gewiß, doch ohne von ihr mehr als eben diese Gewißheit auszusagen zu können, er hat Erfahrung von ihr, aber nicht Erkenntnis. Daher kann mystisches Erleben

glauben nur bestätigen, nicht aber ersetzen, noch entbehren. Es gibt uns nur die Gewähr für die „Tatsache“ dieser uns sonst verschlossenen Welt; und vielleicht doch auch eine Verheißung, fortan von ihr berührt zu bleiben, und manchen vielleicht auch die Kraft, diese „Tatsache“ der ihnen ganz unmittelbar erlebten Übernatur zu bezeugen durch Gleichnisse von ihr im Natürlichen, Gleichnisse der eigenen Tat, wie die Heiligen, oder Gleichnisse des eigenen Werkes, wie jene ganz willkürlichen Künstler, die von allem, was sonst Kunst heißt, unbegreiflich weit wegsehen, obwohl sie ja dieselben Ausdrucksmittel gebrauchen. Der Bemerkenswerteste dieser hohen Kunst, den wir Deutschen haben, ist Matthias Grünewald, und erst wenn man annimmt, daß ihm der Iseheimer Altar überhaupt sozusagen in die Hand diktiert worden ist, kann man auch die Unbegreiflichkeit begreifen, mit der der Meister sich getrost seiner Subjektivität durchaus überlassen konnte: nur im sichersten Gefühl vollkommener innerer Bindung. Nur der innerlich ganz Gebundene darf sich ja völliger Freiheit von dieser Welt erlauben, sie hat keine Gewalt mehr über ihn. Niemals ist diese Freiheit des Gläubigen mächtiger den Augen veranschaulicht worden als von Grünewald. Im Iseheimer Altar ist die Empfindung des Malers noch Übernatur, gleichsam ganz Natur; sie halten zu jener Zeit noch Eintracht. Aber dem Iseheimer fühlt man an, daß die Wahrheit schon insgeheim bedroht wird: da rafft dieser Alemanne noch einmal ihre ganze Kraft in sich zusammen. Bisher ist deutsche Kunst niemals gelangt.“

Erotik und literarische Verdummung. Eine Erotik üblicher — so lesen wir in der „Köln. Volkszeitung“ — hat in den letzten Jahren in der Literatur um sich gegriffen. Namentlich seit dem 9. November 1918 setzen sich Schriftsteller und Verleger in wachsender Zahl über die Schranken sittlicher Zucht hinweg und vergiften durch ihre Darbietungen in Wort und Bild unser armes deutsches Volk. In den Ausgaben gewisser Buchhandlungen machen sich herausfordernd Zeltarbeiten und Bücher breit, deren einziger Zweck es ist, die Sinnlichkeit zu wecken. Diese Zügellosigkeit ist für die geistigen Werke des literarischen Lebens von vernichtender Wirkung. Es läßt sich nämlich leicht beobachten, wie manche Schriftsteller, die über sichtlich Talent verfügen, durch den unheilvollen Gang zur Erotik in ihrer Entwicklung zur Höhe gedrängt werden, an unwürdigen Gegenständen ihre besten Kräfte vergeuden und allmählich der geistigen Pflanzung verfallen. Die Erotik ist literarisch zur Verdummung, sie ist der Tod geistigen Aufschwungs, vernichtet wie ein heißer, giftgeschwängelter Wind alle Lebenskeime. Ein berühmter spanischer Schriftsteller der Gegenwart, Miguel de Unamuno, der frühere Rektor der Universität von Salamanca, dem niemand in seinem Vaterlande rückständige Besinnung vorwerfen wird, hat vor einigen Jahren in seinem Buche „Mi religión y otros ensayos“ ein ernstes Kapitel über die literarische Unzucht geschrieben. Er führt aus, wie die Menschen, die sich der Unzucht hingeben, eine Verminderung der geistigen Fähigkeiten erleiden, wie solche Menschen selten unabhängige und hochstrebende Persönlichkeiten sind. „Stark ausgesprochene Neigungen eines Menschen sind nicht ein Beweis einer größeren Intelligenz, wohl aber einer geringeren Geistigkeit.“ Die ihren niederen Instinkten überlassenen Menschen haben gewöhnlich eine sehr tiefende geistige Auffassung, jede seelische Sehnsucht liegt ihnen ferne. Ihre geistigen Kräfte pflegen auf der Höhe der Intelligenz eines Bockes zu stehen, ein Tier, das wohl eine sogenannte starke Lebenskraft in diesem Sinne besitzt, aber außerordentlich stumpfsinnig ist. Wenn man fragt, sagt er, daß ein Volk oder eine Zeit sich durch die Ausbreitung der Unzucht oder durch entsprechende Zügellosigkeit auszeichnet, so ist es sehr daraus stets, daß die Kultur dieses Volkes oder dieser Zeit im sehr großen Tiefstand erreicht hatte. Ich kann, versichert er, nur wiederholen, daß die Wollust den Geist abstumpft, und daß eine der ersten Pflichten des Menschen ist, seinen Geist zu entwickeln. Die Unzucht ist für ein Volk noch eine viel schlimmere Geißel als der Alkoholismus. Ich habe manche sehr intelligente Trinker gekannt, hingegen habe ich alle Unzüchtigen, die ich kenne, durch eine außerordentliche Unfähigkeit der geistigen Auffassung und des Gefühls aus. Er schließt mit den ernstesten Worten: „Unglücklich jene Völker, bei denen die Unzucht die geistigen Kräfte für Ziele zu bewahren wußten, die höher stehen als die Befriedigung einer stumpfsinnigen Fleischlichkeit, insbesondere das hohe Ziel im Auge hielten, ihre Kinder in Freiheit,

Wahrheit und Seelenadel zu erziehen.“ Im Lichte solcher Auffassungen gilt es, über den sittlichen Niedergang unserer Literatur das Urteil zu fällen. Solche Grundsätze müßten namentlich unseren Kritikern vor Augen stehen, wenn sie über Dichtungen, Romane und Theaterstücke ein Werturteil aussprechen. Hoch über dem Werte einer mehr oder weniger geschickten Technik steht der sittliche und der geistige Wert, der Wert für unser Volk, für unsere Jugend und unsere Kultur. Die geistige Abstumpfung, die in den Erzeugnissen der jüngsten Zeit zutage tritt, ist eine gebieterische Mahnung zur Umkehr. Das sollte sich insbesondere unsere heranwachsende Jugend merken, deren geistige Verdummung durch eine derartige Literaturentwicklung betrieben wird. Nicht allein um Moral handelt es sich, sondern um die ganze seelische Höhe, um geistige Freiheit und kulturellen Fortschritt. Der schlimmste Feind des geistigen Standes des deutschen Volkes ist die gegenwärtig herrschende literarische Unzucht. Gegen diesen verderblichen Feind müßten alle guten Kräfte in gemeinsamer Abwehr sich vereinigen.

Von Politik und Volkswirtschaft.

Die Auswahl der Kandidaten fürs Parlament.

Vor dem in Deutschland stattgehabten Wahlen veröffentlichte der bekannte Schriftsteller Theodor Bauer in der „Kölnischen Volkszeitung“ (vom 11. Mai 1920) die folgenden auch bei uns für den ähnlichen Fall beachtenswerten Gedanken: Es gibt in revolutionären Zeiten nach dem Worte von Hippolyte Taine, dem Geschichtsschreiber der französischen Revolution, nichts Natürlicheres, als die Lust — die Wollust möchte man sagen — der bisher Gesährten, ihre Führer zu führen. Die Zeit, die seit Ausbruch der Revolution hinter uns liegt, bestätigt das Wort auf jedem Blatt ihrer Geschichte. Wieviel Parteien selbst unserer vielgerühmten Verfassung tragen nicht den Stempel des Einflusses der Straße an sich! Die Fiktion des freiwilligen Entschlusses von Regierung und Nationalversammlung ließ sich so manchesmal nur mit gewaltiger Mühe aufrecht erhalten. Und dabei muß man im Auge behalten, daß von den Männern, die diese Arbeiten machten, ohnehin schon ein großer Teil nicht mehr Führer in altem Sinne war; als Beamte und Angestellte von Organisationen der verschiedensten Art und aus allen Volksschichten wurden sie sowieso schon mehr oder weniger Beauftragte. Gerade wenn man das nicht beachtet, läuft man Gefahr, das eigentlich Charakteristische an der jetzigen Zeit nicht so klar und scharf zu erfassen, wie es unbedingt nötig ist, daß wir nämlich der Überlegenheit der Führung entbehren. Die Verwirrung der Begriffe spricht aus kaum einer Tatsache so sehr, als aus der Selbstverständlichkeit, mit der man stellenweise die Kandidatenlisten für die Neuwahlen rein nach mathematischen Feststellungen darüber aufstellt, in wie großer Zahl dieser oder jener „Stand“ im Wahlkreise vertreten ist. Und dann aus der ferneren Selbstverständlichkeit, mit der man den dann gegebenen Falls aufzustellenden Kandidaten der für den betreffenden „Stand“ vorhandenen Organisation entnimmt.

Wie oft ist der Kasernenwiz herzlich belacht worden, der davon erzählt, wie der Feldwebel seinen vierstimmigen Chor zusammenbrachte, indem er einfach seine Mannschaft in vier gleiche Teile teilte und davon der einen befahl, Tenor zu singen, der anderen Bariton usw. Nun, so ganz unähnlich ist das eben gekennzeichnete Verfahren bei der Kandidatenaufstellung durchaus nicht.

Für mich ist in diesem Zusammenhang die Tatsache maßgebend, daß der Organisator durch die Natur der Sache der Gefahr der einseitigen Blickstellung ausgesetzt ist. Eine Summierung von solcherart einseitig orientierten Männern ergibt aber dadurch, daß die verschiedensten Standpunkte zusammenkommen, keineswegs eine abgerundete Gesamtheit, die deswegen zur Führung qualifiziert wäre. Handelte es sich um Wahlen für den Reichswirtschaftsrat, so möchte die Sache allensfalls hingehen. Denn hier zwingen die konkreten Interessen, die jeden Augenblick sich mit brutaler Härte fühlbar machen, von selbst zu fortwährenden Korrekturen. Im politischen Leben dagegen handelt es sich um ein ständiges Sichkreuzen von Strömungen und Tendenzen, deren Beherrschung etwas mehr verlangt als die Kunstgriffe des Handelns über brutale Interessenkomplexe. Diese Beherrschung aber erst macht den Führer, der über